

Frauenstimme

Nr. 2 + 44. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

20. Januar 1927

Mitwirkung am Schundgesetz.

Kritik am Gesetz zur Bewahrung vor Schmutz und Schund hilft nun, da es in Kraft getreten ist, nichts mehr. Nur darum wird sie hier unterlassen. Das Gesetz ist eines der wenigen neuen, bei denen Frauen an entscheidender Stelle mitwirken können. Dazu seien hier einige Worte gesagt.

Zuvor ein kurzer Ueberblick über das Gesetz: „Schmutz- und Schund“chriften können auf eine Liste gesetzt werden. Schriften, die auf der Liste stehen, dürfen nicht feilgehalten, angeboten, ausgestellt werden. Bestellungen auf sie dürfen nicht gesucht werden. Sie sind also so gut wie unvertäuflich. Sie dürfen außerdem an Jugendliche unter 18 Jahren innerhalb eines gewerblichen Betriebs weder entgeltlich, noch unentgeltlich abgegeben werden. Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden sollen sie in ihren Einrichtungen und Betrieben (Bibliotheken, Bahnhöfen usw.) nicht auslegen. Periodische Druckschriften (Zeitschriften und Zeitungen) mit Ausnahme politischer können nicht nur auch auf die Liste gesetzt werden, sondern sie können, wenn zwei ihrer Nummern binnen Jahresfrist auf die Liste gesetzt worden sind, auf drei bis zwölf Monate vollständig auf die Liste kommen. Wegen einer religiösen, politischen, sozialen oder weltanschaulichen Tendenz als solcher kann die Schrift nicht auf die Liste gesetzt werden, d. h., wird sie trotz einer solchen Tendenz als Schmutz oder Schund angesehen, so kommt sie eben auf die Liste wie jede andere.

Zu entscheiden haben darüber die Prüfstellen. Sie bestehen aus einem Reichsbeamten als Vorsitzenden und acht Sachverständigen. Von diesen sind je zwei entnommen 1. den Kreisen der Kunst und Literatur, 2. des Buch- und Kunsthandels, 3. der Jugendwohlfahrt und der Jugendorganisationen und 4. der Lehrerschaft und der Volkshilfsorganisationen. Sie werden vom Reichsminister des Innern nach Vorschlägen von Verbänden, die er auswählt, ernannt und vom Vorsitzenden einberufen. Die Kirchen sollen bei der Ernennung besonders berücksichtigt werden.

Eine Schrift kann von einer Prüfstelle nur mit einer Mehrheit von sechs Stimmen (von neun) auf die Liste gesetzt werden.

Die Prüfstellen treten auf Antrag in Tätigkeit. Antragsberechtigt sind die Landeszentralbehörden und die Landesjugendämter.

Gegen die Entscheidung einer Prüfstelle, wenn sie eine Schrift auf die Liste setzt, stehen dem Reich, jedem Land, dem Verleger und Verfasser der Schrift das Recht der Beschwerde zu. Das gleiche Recht haben die Antragsberechtigten, der Vorsitzende und zwei an der Entscheidung beteiligte Mitglieder, wenn die Schrift von der Prüfstelle nicht auf die Liste gesetzt wird.

Ueber die Beschwerde entscheidet die Oberprüfstelle. Sie ist zusammengesetzt aus einem Vorsitzenden, sechs Sachverständigen, je einem aus den oben genannten Gruppen und zwei von sechs vom Reichsrat gewählten Beisitzern. Sie entscheidet mit einfacher Mehrheit. Lehnt sie den Antrag ab, so darf er vor Ablauf eines Jahres nicht erneuert werden.

Die unmittelbare Mitwirkung der Frauen bei dem Gesetz ist nicht, wie im Lichtspielgesetz, wo es heißt: „Bei der Auswahl der Beamten sind auch Frauen heranzuziehen“, festgelegt. Das Lichtspielgesetz stammt eben aus einer anderen Zeit, wie der heutigen reaktionären. Reaktionszeiten sind Frauenrechten nie günstig, und so wird, was nicht ausdrücklich gesetzlich

festgelegt ist, auch kaum im Verwaltungsweg geschehen. Zur Vorsitzenden einer Prüfstelle wird also schwerlich eine Frau ernannt werden, obwohl eine geringere Eignung nicht festzustellen sein dürfte. Dagegen werden die Verbände Frauen zu Sachverständigen vorschlagen, je mehr, je tüchtiger Frauen in ihnen wirken. Man wird darauf achten müssen, daß der Reichsinnenminister sie auch ernannt. Sozialdemokratinnen können möglicherweise allen vier Gruppen angehören, bestimmt aber werden sie für die beiden letzten Gruppen vorgeschlagen werden von der Arbeiterwohlfahrt, den Kinderfreunden, den sozialdemokratischen Lehrern, der Arbeiterjugend und anderen für diese Gruppen in Betracht kommenden sozialistischen Organisationen.

Als Sachverständige werden Frauen also unmittelbar an den Entscheidungen, die sich aus diesem Gesetz ergeben, mitwirken, aber auch mittelbar werden sie an seiner Ausführung beteiligt sein. Antragsteller sind Landeszentralbehörden und Landesjugendämter. Leider sitzen in den zuständigen Landeszentralbehörden kaum mehr Genossinnen. Dagegen sind in den Landesjugendämtern Genossinnen vertreten, und also an den Entscheidungen über die Anträge beteiligt. Von wem aber gelangen sie an das Landesjugendamt? Zum Teil von Lehrern und Lehrerinnen, von Fürsorgern und Fürsorgerinnen, Anstalts Erziehern und -erzieherinnen, die die Bücher bei ihren Jugendlichen finden. Bei der Bedeutung des weiblichen Personals in der Jugendwohlfahrtspflege ist der Umfang der mittelbaren Wirksamkeit der Frau bei diesem Gesetz und damit auch die Notwendigkeit, sich hier mit ihm zu befassen, ohne weiteres klar.

Die Aufgaben, die es stellt, sind nicht leicht. Nachdem es einmal — gegen unseren Willen — beschlossen worden ist, werden wir es auch gegen wirkliche Schmutz- und Schundschriften anwenden. Da wir aber die politische Meinungsäußerung, Kunst, Wissenschaft und gute Literatur unbedingt zu schützen gewillt sind, müssen wir uns darüber klar werden, was Schmutz und Schund ist. Der Gesetzgeber hat diese Worte in die Welt gesetzt, ohne daß es bisher in Deutschland eine gültige Meinung darüber gibt, was sie denn eigentlich bedeuten. Das eröffnet unseren Gegnern gefährliche Freiheiten und zwingt uns, die Begriffe überhaupt und in der Anwendung bei der Prüfung herauszuarbeiten. Festgestellt muß von vornherein werden, daß das Erotische oder Geschlechtliche, auch wenn es offen behandelt wird, nicht an sich Schmutz ist, sondern höchstens dann, wenn es durch reine Sensationsgier in der Darstellung ekelhaft wird. Nicht alles Blutrünstige, nicht jede Räuber- oder Detektivgeschichte, höchstens solche, wo Roheit, um sie gefühllos auszumalen, Trumpf ist, sind Schund. Dehnbare Begriffe also; schon der erste Versuch, sie auszu-deuten, zeigt, wie schwer es sein wird, das Gesetz erträglich zu gestalten.

Dabei müssen wir streng darauf achten, daß nur Schmutz- und Schundschriften auf die Liste gesetzt werden. Das darf keiner Schrift geschehen, mit der Begründung: „Ja, für Erwachsene würden wir sie zulassen, aber bedenken Sie doch, wir zensieren ja für Kinder!“ Dieses Gesetz hat nicht zum Maßstab, die Wirkung, die eine Schrift ausübt, sondern nur das Merkmal des „Schmutzes“ oder „Schundes“. Ist die Schrift nicht Schmutz oder Schund, d. h. hat sie künst-

lerischen oder wissenschaftlichen Wert oder ist sie belanglos, ohne Schmutz und Schund zu sein, so darf sie auch dann nicht auf die Liste kommen, wenn sie etwa ungeeignet für Kinder ist.

Unsere Genossinnen in den Brüststellen sind gegenüber allen, die mit diesem Befehl den Wunsch nach der Zensur des Vormärz und der kommandierenden Generale verbinden, die Hüter der freien Meinungsäußerung — nicht nur der unseren —, der Freiheit von Wissenschaft und Kunst. Sie müssen darum mit allen lebendigen Strömungen in unserem Volk verbunden sind, sie müssen Verständnis für die junge Literatur haben, sie müssen, wo es sich um wissenschaftliche Probleme handelt — z. B. neue der Sexualforschung oder Psychiatrie —, sich mit einem modernen Fachmann beraten. Sie müssen jeden Versuch abwehren, sie zum Handlanger gewisser Bestrebungen zu machen, auf daß dieses Befehl einspringe, wo der Staatsanwalt versagt.

Die Brüststellen müssen von der Öffentlichkeit scharf kontrolliert werden, damit Uebergriffe nicht vorkommen. Dazu müssen wir die Begriffe von Schmutz und Schund und die Grenze des Rechts der Brüststellen scharf herausarbeiten, damit wir jeder Auseinandersetzung über die Handhabung der Prüfung gewachsen sind.

In ihrem Kampf um das Befehl sind politische Schriftsteller, Kunst und Wissenschaft auf die Sozialdemokratie angewiesen. Die Sozialdemokratie wird sich auch künftig vor die Freiheit des Wortes und damit vor die Reichsverfassung, die diese Freiheit schützt, stellen. So mögen die Künstler auf sie vertrauen. Ist in ihre Hand der Menschheit Würde gegeben, dann steht diese in Deutschland heute unter dem Schutz der Sozialdemokratie. Das ist die Aufgabe, die uns erwartet.

Hedwig Wachenheim.

Geburtenkontrolle und Ethik.

Bei einem Vortrag im Londoner Rundfunk über Geburtenkontrolle als Forderung der Zeit, vernahmen die Zuhörer plötzlich programmwidrige Zwischenrufe, die sich über die „Schamlosigkeit“ der Ausführungen entzündeten. Dieser kleine Zwischenfall ist nicht allein für England, das klassische Land der Prüderie, charakteristisch, sondern auch für die Einstellung mancher bürgerlicher Kreise überhaupt gegenüber diesem Problem. Dennoch ist eine bewusste Geburtenkontrolle nicht allein mit den Forderungen der Ethik vereinbar, sondern geradezu Ausdruck eines verfeinerten ethischen Empfindens. In Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt bringt die Natur Lebenskeime in verschwenderischer Fülle hervor, von denen die weitaus meisten ungenützt untergehen. Nur ein winziger Bruchteil gelangt zur Entfaltung. Um die Art unter allen Umständen zu erhalten, produziert die Natur diesen Ueberfluß. Eine Anzahl junger Lebewesen geht zugrunde und nur die durch gute Lebensbedingungen begünstigten wachsen heran. Daß es in der Menschenwelt nach dem Plane der Natur nicht anders zugeht, beweist uns ein Blick in die Chroniken des Mittelalters. Von der großen Kinderzahl selbst in den reichsten und vornehmsten Familien blieben allenfalls zwei Kinder am Leben. Dabei ist zu berücksichtigen, daß damals die Fruchtbarkeit der Frauen höher war als heute und Zwillinge- und Drillingsgeburten nicht selten vorkamen, andererseits die Frauen infolge der häufigen Wochenbetten früh starben und die Männer mehrmals heirateten. Aber Pest, Seuchen und Infektionen aller Art wüteten derartig, daß die Bevölkerung einer mittelalterlichen Stadt trotz ihrer schnellen Vermehrung stets die gleiche blieb und sogar arg zusammengeschmolzen wäre, wenn nicht ein ständiger Zuzug vom Lande neue Bewohner gebracht hätte.

Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß wir im letzten Jahrhundert eine ungeheure Geburtenzunahme gehabt hätten. Die enorme Bevölkerungszunahme in den zivilisierten Ländern beruht im Grunde nur auf vermindertem Sterblichkeit, vor allem der Kinder und Säuglinge. Die menschliche Vernunft hat die Bazillen als Krankheitsträger erkannt und die großen Seuchen, wie Pest und Cholera, stellen keine ernstliche Bedrohung der Gesamtbevölkerung mehr dar. Dieser gewaltige wissenschaftliche Fortschritt stellt aber die Menschheit vor die neue Aufgabe, das grausame Regulator der Natur gegen Ueberbevölkerung durch eine humane Methode zu ersetzen. Diese Methode liegt weder im Kindermord, wie bei primitiven Völkern, noch in der schädlichen und unwürdigen Abtreibung, sondern in der Empfängnisverhütung. Ueber die technischen Bedingungen der Empfängnisverhütung belehren vorzüglich die beiden Schriftchen von Raddbruch-Grothjahn und Luise Otto, die in jeder Parteiluchhandlung erhältlich sind. Es gibt freilich auch noch in der heutigen Wissenschaft Vertreter der natürlichen, unmenschlichen Auslesemethode. Zu ihnen gehört in erster Linie Professor Gruber, der 1922 auf dem bevölkerungspolitischen Kongress in Köln von einer Mutter berichtete, die 18 (achtzehn) Kinder geboren hatte, von denen 10 früh wieder gestorben waren. Die überlebenden acht seien dann aber auch wahre Prachtexemplare geworden! Wir Sozialisten wenden uns mit Abscheu von

solchen ebenso undurchdachten wie im tiefsten Grunde unfittlichen Anschauungen ab. Wenige, aber „gewollte“ und mit Freuden erwartete Kinder, das ist unser Ziel! Zu dem stolzen Triumph menschlichen Denkens über die blind waltende Natur gefeilt sich dann ein Aufstieg der Masse in freudig empfangenen und gesund erblühenden Kindern, wie sie in unserer in Hunger und Elend verkommenen Gegenwart nur Dichter und Seher prophetisch erschauen können.

Die Wohlfahrtspflege — kein Modeberuf.

Die „Wohlfahrtspflege“ ist zu einem Beruf geworden; zu einem Beruf, der immerhin seinen Namen oder seine Frau ernährt. Und damit hat zu diesem Beruf der Zustand derer eingeleitet, die sächlich zur Wohlfahrtspflege weder berufen noch ausgewählt sind. So wollen, trotz der gesteigerten Leistungen der öffentlichen Fürsorge, die Klagen über den Bureaumatismus in der Wohlfahrtspflege nicht verstummen, und zu ihnen gesellen sich die vielen Beschwerden über die Haltung der einzelnen Hilfskräfte. Mit dieser Konstatierung der Tatsachen allein kann leider nichts geändert werden. Denn es wird immer schwer sein, das für diese sozialen Berufe notwendige wirklich soziale Menschennaterial herauszufinden; weder die Zugehörigkeit zu einer Klasse noch die Einstellung älterer Kräfte in den Beruf der Fürsorgerin garantieren an sich die bessere Auslese. Trotzdem ist es zweifellos ein Fortschritt, wenn es gelingt, durch die schulwissenschaftliche Prüfung Menschen für diesen Beruf zu gewinnen, denen die wirtschaftlichen Nöte und die psychologische Einstellung des Proletariats nicht geradezu werten sind. Der Weg dazu ist in den Kurzen der „Arbeiterwohlfahrt“ gegeben, die Abschlußprüfung berechtigt zum Besuch der sozialen Frauenschule; sonst ist dafür die Erziehungsbildung Vorbedingung. Bisher haben in Berlin vier Kurse der „Arbeiterwohlfahrt“ stattgefunden, die mit je 12 Schülerinnen besetzt waren; die Abschlußprüfung wurde von je 10 Schülerinnen bestanden. Die Kurse auf der sozialen Frauenschule dauern drei Jahre, neben der Theorie soll die praktische Ausbildung gehen, die Arbeit an den verschiedenen Wohlfahrtsstellen vorzieht. Dann sind die jungen Wohlfahrtspflegerinnen fertig — ein Ziel, das die jungen Töchter begüterter Kreise schon mit 23, 24 Jahren erreichen können. Das kann dort, wo die Grundlage für die Wahl des Berufes wirklich soziale Empfinden ist, ein Glück sein; denn der junge Mensch ist in seiner Klasse nicht so tief verankert als der ältere, und wir erleben immer wieder die Rebellion der bürgerlichen Jugend gegen die Schranke der von den Eltern übernommenen Weltanschauung — eine Rebellion, die nach rechts wie nach links leicht ins Extrem gerät. Andererseits ist die Ausübung dieses Berufes, der mit dem schwierigsten Material, dem Menschen, arbeitet, durch junge „Damen“, die aus rein äußerlichen Gründen zu dem „Modeberuf“ gegriffen haben, sicher eine schwere Gefahr für alle, die das Unglück haben, gerade in diese Hände zu fallen. Und letztlich ist der Betrieb der Wohlfahrtspflege, so wie er jetzt ist, durchaus geeignet, auch die besten Kräfte, gerade sie, vorzeitig zu ruinieren. Eine Wohlfahrtspflegerin hat heute 400—500 „Fälle“ zu bearbeiten! Daß da von einer wirklich individuell arbeitenden „Fürsorge“ nicht die Rede sein kann, leuchtet ohne weiteres ein. Günstigstenfalls kommt ein durch die etwas reichlichen Möglichkeiten der Wohlfahrtspflege gemilderter Schematismus heraus. Fast stets wird sich ein gewisses Bureaumatismus als Selbstschutz des eigenen Organismus aus dieser Arbeitsüberlastung herauskristallisieren müssen.

Die Besoldung der Wohlfahrtspflegerinnen ist verschieden. Die meisten werden mit der Gehaltsklasse VI eingestellt, können aber verhältnismäßig bald zur Klasse VII aufrücken. Das bedeutet, daß das Gehalt von circa 180 M. bis zu 260 M. steigen kann, so daß die Laufbahn einer Wohlfahrtspflegerin einer intelligenten Frau eine bessere Besoldung garantiert, als sie sie durchschnittlich im Bureau oder im Handelsgewerbe erreichen kann. Es wäre darum dringend zu wünschen, daß den Genossinnen aus proletarischen Verhältnissen der Weg zu dieser Laufbahn so viel wie möglich geebnet wird, und es wäre zu bedenken, ob man nicht hier Stundung aller Gebühren mit der Verpflichtung zu späterer Rückzahlung erreichen kann — ähnlich, wie früher viele Studenten „auf Pumpy“ studieren.

Die Wohlfahrtspflege ist, im eigentlichen Sinne, ein Geschöpf der Novemberzeit; leider hat sie von ihrer Vorgängerin, der „Armenfürsorge“, noch allerlei unangenehme Erbschaften übernommen. Denn die Ideologie der Menschen läßt sich so schnell nicht umwandeln, um so weniger, als sich die politischen und wirtschaftlichen Grundlagen, bei Licht besehen, so wenig geändert haben. Darum sollten wenigstens unsere Genossen, die in der Wohlfahrtspflege arbeiten, sich bewußt sein, auf welch vorgeschobenem Posten sie hier stehen. Mit der Ueberheblichkeit einzelner Organe, die immer noch als eine Art von zwar indirektem, aber allmächtigen „Bohltäter“ auftreten, muß Schluss gemacht werden, es muß auch den Objekten der Wohlfahrtspflege die Möglichkeit der Beschwerde gegeben werden, und es wäre sogar gut, wenn durch Aushang in den Wohlfahrtsämtern auf derartige Beschwerdemöglichkeiten hingewiesen würde. Nur eine ständige Taylorkontrolle von unten kann es verhindern, daß aus dem lebendigen Organismus „Wohlfahrtspflege“ schließlich ein verkümmertes bürokratischer Apparat wird, und nur so kann ungeeignetes Menschennaterial wirklich ausgeleitet werden. Dann erst wird aus dem „Modeberuf“ wirklich ein Beruf der Berufenen, sogar der Ausgewählten werden!

R. Ewald.

„Zwanzig Jahre Frauenarbeit.“

Von Protektorinnen, Gönnerinnen, „Donatorinnen“, von gesellschaftlichen Ereignissen und dergleichen war mehr als erfreulich die Rede im eröffnenden Lichtbildervortrag der „Frauenarbeitsausstellung des Deutschen Jugendklubs“. Recht uninteressante Lichtbilder von Damengruppen, mit heute schon vorläufiglich erscheinenden Kleibern und Hüten, zogen an uns vorüber, man fragte sich, wozu wird so viel von Personentuluss gesprochen, so wenig von wirklichem Frauenstreben, von bedeutsamer Frauenarbeit? Auch in die Ausstellung nehmen allerlei belanglose Erinnerungen einen allzu breiten Raum ein. Dennoch — mitten im „mondänen“ Getriebe schreien plötzlich Statistiken, Berichte, Bilder von erschütternden Nöten.

Der Tisch der Gruppe für Blindenarbeit löst Schicksale vor uns auf, Anklagen gegen den Krieg, der so vielen Jungen, Blühenden das Augenlicht nahm. Ihnen vor allem galt die Arbeit von 110 Klubmitgliedern, die in mühsamer Arbeit 400 Blindenbücher abschrieben und sie der Zentralbibliothek für Blinde in Marburg schenkten. Gefangene Frauen, diesen ärmsten Opfern unserer Gesellschaftsordnung ist eine Sammelausstellung der Gruppe für Soziale Fürsorge gewidmet. 14 Bilder erster Künstlerinnen, unter denen Käthe Kollwitz die ergreifendsten beiseuerte, leuchten hinein in dies tiefe Dunkel. Zum ersten Male haben die deutschen Gefängnisbehörden, ein strenges Verbot zeitweise außer Kraft setzend, es gestattet, daß in den Gefängnissen gezeichnet werden durfte, so fanden lebenswahre Eindrücke künstlerischen Niederschlag. Es blieb der Frauenbewegung vorbehalten, auch in die suchtbaren Kerker des vorigen Jahrhunderts, die menschlich wie hygienisch gleich grauhaft waren, einzudringen, in jahrzehntelangem Kampf die Frau als soziale Helferin, Gefängnisbesucherin, Oberin, Lehrerin, Aergtin und Fürsorgerin den unglücklichen Mitschwernern an die Seite zu stellen. Das Aufkeimen des Erziehungsgedankens brachte allgemeine Verbesserungen, aber auch das Heute ist noch weit entfernt davon, zu befriedigen. Käthe Kollwitz zeigt uns in einem ihrer erschütternden Bilder: Mutter und Neugeborene im Gefängnishospital — mögen die Erlebnisse für solche Bilder bald Vergangenheit werden; in der Stunde der Lebensgebung dürfte es nur Mütter, keine Strafgefangenen geben! Zwischen den Gefängnistragödien und der bescheidenen Ede, die Frauenkampf gegen den Alkoholismus zeigt, besteht enger Zusammenhang — wir alle wissen, wie verbunden Trunksucht, Prostitution, Verbrechenum sind.

„Soziale“ Augen können in der Ausstellung unter der gesellschaftlichen Aufmachung manches höchst „Ernsthafte“ entdecken, daneben Praktisches und Schönes. So arbeitet z. B. Kläre Holstein seit Jahren daran, vielseitig verwendbare gut durchdachte Möbelstücke für beengte Wohnungen zu schaffen. Bei der großen Raumnot bietet etwa die zweifelhige Holztruhe, deren Inneres alles erforderliche Nähmaterial, Flicken und Hausgeräte birgt, und die einige Handgriffe in einen großen, zwei Meter langen Tisch zum Plätten, Zuschneiden oder Essen verwandelt, ein willkommenes Inventarstück. Die Preise sind allerdings für die meisten Börsen leider zu hoch, aber das Oskar-Helene-Heim, das bekannte vorbildliche Krüppelheim Berlins, hat jetzt die Fabrikation übernommen und will durch Herstellung in größeren Posten den Preis verbilligen.

Die Sonderausstellung der Malerinnen und Graphikerinnen weist die besten Namen, darunter auch Käthe Kollwitz, die verstorbene Dora Hüb, Kornelia Bakka-Wagner u. a. auf, es wäre erfreulich, dieses Gebiet weiblichen Könnens, einschließlich der Gefängnisbilder, einmal dort ausgestellt zu sehen, wo es den Arbeiterinnen unentgeltlich und leicht zugänglich wäre, etwa im Gewerkschaftshaus. Adele Schreiber.

Geld für Montessori!

Durch die provinzielle Ausgestorbenheit der abendlichen Wilhelmstraße sitzen die Spiegelblanken Autos, stehen grell die elektrischen Bogenlampen des „Kaiserhof“-Portals. Im eleganten, teppichbelegten Vestibül dringt dem Besucher das gedämpfte schmerzliche Getöse zweier Jazzbands pailletteglühender Abendtoiletten, brokatener Schuhe, tadellos sitzender Smolings. Drinnen amüsiert sich blendend Berlin-Wildwest: geschminkte Lippen, gemalte Brauen, unnatürlich glühende „Belladonna“-Augen, Bubiköpfe und in den Kniekehlen wippende Köstchen. Man acrobatiert Charleston. Leppige Büfets und neckische Tomboladamen sorgen für Portemonnaie-erleichterung; später dokumentiert sich die fortgeschrittene Stimmung im Erwerb eines tüchtig entwichenden Luftballons. — Was hat dieser ganze mondäne Betrieb nun mit dem Montessori-System zu tun, welche Beziehungen haben diese Menschen zu der genial erdachten Kleinkindererziehung der hervorragenden Italienerin? Mit brutaler Eindringlichkeit spricht diese Veranstaltung von der Geldnot der Montessori-Heime und der traurigen Wahrheit, daß auf keinem anderen Wege die nötigen Mittel zur Aufrechterhaltung der Berliner Heime in vorwiegend proletarischen Bezirken aufgebracht werden können.

In einem Nebensaal läuft — als Erholung zwischen einem Charleston und einem Schimmy — fortlaufend der neue Montessori-Film. Er spricht überzeugender für die Sache als alle Worte es können. Wir sehen die Kleinsten sich selbst waschen, kleiden, das Frühstück auftragen, die Abwäsche erledigen, bei der Gartenarbeit, bei der großen Wäsche, beim Radturnen und schließlich bei dem innreich erdachten Arbeitsmaterial. „Spielend“ lernen Dreijährige des Schreibens und die Zahlen; sie lernen an Stoffen den Tastsinn

entwickeln, an einem Stockenspiel den Gehörsinn, an Stäben und verschiedenen großen Holzklöden die Größenverhältnisse unterscheiden. Durch Namensaufruf im Klüfferton seitens der Kindergärtnerin wird mühelos die so schwer erreichbare „lautlose Stille“ erzeugt.

Die Filmvorführungen werden ergänzt durch einige, von der persönlich anwesenden „Dottoressa“ gewährte Aufschlüsse. Die meisten praktischen Erfolge hatte das Montessori-System bisher in Holland; auch in Oesterreich bestehen schon eine Reihe Schulen. In Italien beginnt Montessori erst in letzter Zeit Fuß zu fassen. Mussolini steht dem System durchaus freundlich gegenüber und läßt auf seine persönliche Veranlassung eine Reihe von Heimen einrichten, eine der wertvollsten Konsequenzen des reaktionären Diktators. Die Hauptwiderstände kommen in allen Ländern von den Pädagogen alten Stils. Montessori steht auf dem Standpunkt langamer Ausbreitung, da sie eine Verwässerung des Systems durch gar zu rasche Popularisierung fürchtet. Sie betrachtet ihr Werk noch keineswegs als abgeschlossen, sondern betont seine dauernde Weiterentwicklung.

Als der Trubel in den eleganten Sälen seinen Höhepunkt erreicht, ist die Meisterin nach erfüllter Pflicht still verschwunden. Schlecht paßt in das schillernde Treiben der animierten Hautevolee die etwas kompakte Gestalt mit den kräftig ausgeprägten Zügen und den leuchtenden, gütigen Augen. H. S.

Der „linkische“ Lehrling.

In der Werkstatt des Tischlermeisters G. ist ein neuer Lehrling angetreten, und der Meister gibt ihm eben die erste Anleitung. Eifrig und voller Schaffensfreude ergreift er die Werkzeuge, aber bevor er beginnt, verbessert ihn der Meister: nicht mit der linken, sondern mit der rechten Hand, wie er es ihm gezeigt habe, müsse er die Werkzeuge führen. Der Junge gebröckelt verlegen, müht sich ob, aber je mehr er sich bemüht, sein Bestes zu leisten, um so stärker reizt es ihn immer wieder, mit der linken Hand zu arbeiten. Nach wenigen Tagen beginnen die älteren Lehrlinge und Gehilfen ihn damit zu hänseln, geben ihm die linke Hand zum Gruß und tun, als ob er nicht rechts und links zu unterscheiden wüßte. Der Junge wird unsicher, kopfschau, unfroh und macht keine Fortschritte. Der Meister beschließt, ihn nach Ablauf der Probezeit zu entlassen. Der Junge, so erklärt er dem verärgerten Vater, stellt sich gar so linkisch an. — Bald wird es einen Entmutigten mehr geben unter denen, die noch wenige Wochen zuvor mit freudigem Eifer ihren selbstgewählten Beruf angetreten haben.

Lieber Meister, ob du wohl weißt, was es bedeutet, wenn du sagst, der Lehrling sei linkisch? Du meinst einfach, er sei ungeschickt. Aber „linkisch“ hängt mit „links“ zusammen, und was du da unbewußt ausgedrückt hast, ist ganz richtig. Denn der Junge ist ein Linkshänder, und er stellt sich nur deshalb so unbeholfen an, weil du ihn zwingst, alles Wichtige mit der rechten Hand zu machen. Nicht anders würde es dir ergehen, wenn man dich zwingen würde, die schwierigsten Arbeiten mit der linken Hand auszuführen. Hat es der kleine Linkshänder nicht schon während der ganzen Schulzeit schwer genug gehabt, als er mit der rechten Hand schreiben und zeichnen mußte? Warum soll er jetzt nicht die Freiheit haben, seine Geschicklichkeit mit der linken Hand zu betätigen, soweit der Bau der Werkzeuge die Wahl läßt?

Wieviele geschickte, anstellige Kinder mehr würden wir haben, wenn schon die Mutter die Veranlagung zur Linkshändigkeit beobachtet und nach Möglichkeit berücksichtigen würde! Bis etwa zum fünften Lebensjahr sind die meisten mit beiden Händen gleich geschickt. Zeigt sich nach später ein Widerstand gegen die Bevorzugung der rechten Hand, so soll man nicht verlangen, daß das Kind unter allen Umständen wie ein Rechtshänder sich verhalte. Vor allem ist zu beachten, daß nicht das Gefühl eines Mangels, einer Minderwertigkeit in ihm aufkommt, denn das steigert nur die Unbeholfenheit und überdies ist der Linkshänder genau so berechtigt wie der Rechtshänder. Eine Mutter, die hier richtig beobachtet und nachgedacht hat, würde in einem solchen Fall den Meister aufklären, ihn davon überzeugen, daß er auf die Veranlagung zur Linkshändigkeit so viel wie möglich Rücksicht nehmen müsse, wenn ihm daran liegt, einen guten Lehrling heranzubilden, und sie würde dadurch ihrem Jungen das Selbstvertrauen erhalten und seine Leistungsfähigkeit steigern. H. S.

Zunahme der Frauenarbeit. Aus den ersten Ergebnissen der Berufszählung von 1925 lassen sich noch keine Schlüsse auf die Verhältnisse im Reich ziehen, aber sie sind als Teilergebnisse aufschlußreich genug; sie kennzeichnen die Lage in den Ländern Bayern, Oldenburg, Anhalt, Lübeck, Mecklenburg-Strelitz, Schaumburg-Lippe und Hamburg. Die Zahl der Erwerbstätigen überhaupt ist gegen 1907 gestiegen; die der arbeitenden Frauen viel stärker als die Zahl der weiblichen Bevölkerung an sich. In Oldenburg waren 1907 von je 100 Frauen 23,6 hauptberuflich erwerbstätig, 1925 sind es 37,3. Mecklenburg-Strelitz zeigt eine Steigerung von 23,9 Proz. auf 30,9 Proz. Bei der stark angewachsenen Schicht der Angestellten ist die Zunahme an Frauen bedeutender als die an Männern; so ist in Bayern die Zahl der weiblichen Angestellten um 240,7 Proz. höher als 1907.

„Die Frau von heute.“ Unter diesem Titel haben eine Reihe österreichischer Frauenorganisationen, darunter auch die Vereinigung arbeitender Frauen, in Wien eine Ausstellung eröffnet. Von den angestellten Arbeiten finden vor allem die künstlerischen Erzeugnisse große Beachtung.

Tragik des Berufes.

Wie kleine Maschinengewehre rattern die drei Schreibmaschinen zwischen den tauben, schmucklosen Steinmauern und der milchigen Glaswand, die das Bureau in zwei Abteilungen trennt. Hier klappert immerfort, einträchtig und unmelodisch, das fruchtlose Lied vom ertötenden Arbeitslos der Stenotypistin.

Schmale, gelenkige Fingerglieder laufen blitzschnell über das Alphabet, kleinen Apparaten gleichend, die unaufhörlich, unermüdetlich auf die Tasten trommeln. Die drei Mädchen sind, welche dies verzweifelte Konzert mit tauben Ohren führen, hier Virtuosen auf ihren Maschinen. Aber diese Virtuosität wird nicht geschätzt und schlecht bezahlt, sie sind nur lebendiger Zubehör zur Schreibmaschine, viel billiger als eine Continental oder Mercedes.

Trotzdem sie nur nichtsagende Nullen sind in der Firma, wichtig, aber ohne Gewicht, trotzdem sie in ihrem Abteil solch ein gering geachtetes Dasein führen, trotzdem danken sie sich zu einer höheren Schicht gehörend. Wenn sich der Herr Major a. D. sein Diktat wiederholen läßt, lesen sie stets im geschraubtesten Hochdeutsch, ruft sie Herr v. X. in sein Privatbureau, so lächeln sie wie Märchenköniginnen. Sie wissen bestimmt, für den Kreis dieser Herren geboren zu sein, für jene Welt, die teure Zigaretten raucht und in eleganten Fauteuils sitzt. Deshalb fühlen sie sich über ihre schrecklich anodende Arbeit erhaben; eingelullt in süße Illusionen ist sie ihnen nur unumgängliches Zwischenspiel.

Das jüngste dieser drei hier sitzenden Mädchen zählt siebzehn Jahre. Ihr junges Leben ist noch nicht verbogen oder abgetötet, sondern nur benommen von der Atmosphäre, die durch Glasluren und Direktorenzimmer weht. Sie ist erst ein Vierteljahr im Bureau tätig, schreibt mit Bedacht und Interesse, weil ihre Hände noch keine Maschinen sind, die auch ohne ihren Eifer weiterlaufen. Aber von den Geschäftskolleginnen hat sie schon verschiedenes gelernt. Verschwärzt bereits, daß sie noch sieben Geschwister hat, der Vater Kanalarbeiter ist, die Mutter zum Waschen geht. Nimmt sich in der Hantel schon Vilian Harway oder Vil Dagover zum Vorbild, richtet ihre Kleidung nach den letzten Modeberichten, bewegt sich in feineren Manieren, schwärmt bereits für Kavaliere mit „interessanten“ Zügen. Auch zu Hause wittert sie den Abstand, in den sie der Beruf zu ihrer Familie stellt. Sie sieht plötzlich, wie häßlich abgearbeitet die Mutter ist, wie rau und ungehobelt der Vater, wie schamlos die Brüder von der Arbeit kommen, wie unappetitlich und unwohllich die Zimmer sind. Langsam fühlt sie einen Unterschied zwischen ihr, die so fein im lauberen Bureau sitzt, und der Schwester, welche in der Fabrik Zigaretten dreht.

Die Kollegin an der zweiten Schreibmaschine arbeitet schon zwölf Jahre in der gleichen Firma. Zweimal bewilligte ihr der Chef bereits fünf Mark außerordentliche Zulage, weil sie die fleißigste und schnellste Schreiberin ist. Aber diese Aufbesserungen bezahlte sie obendrein mit dem Leben, denn jeder Arzt sagt ihr ohne Untersuchung, daß sie höchstgradig tuberkulös ist. Doch sie glaubt nicht daran, sträubt sich dagegen, ist in der Familie unabhkömmlich. Der Vater liegt im Bett, die zwei Brüder sind erwerbslos. Die Zukunft dünkt ihr zwar selber weniger rosig als den anderen Kolleginnen, die noch voll überschäumender Phantasie sind. Wer zwölf Jahre ohne Erlösung an der Maschine sitzt, wird skeptischer. Trotzdem lebt sie in der Einbildung trampschaft weiter, bewegt sich im gleichen Ton wie die Umgebung. Wird sie wegen ihres schlechten Aussehens angeprochen — denn ihre Wangen sind bleich und eingefallen —, lächelt sie so viel sagend, daß alle meinen, es komme von tollen Nächtern und starkem Rauchen. Das imponiert. Derweilen geht sie nie aus; dazu reicht das Geld nicht. Aber sie kann phantastisch dichten. Studiert abends die Theaterzettel und erzählt am anderen Morgen von der blendenden Aufführung, liest kitschige Romane, um den Inhalt als eigene Abenteuer wiederzugeben. Sie bringt es fertig, demonstrativ eine Tafel Schokolade zu knabbern, wenn sie auch herud eine Woche lang zu Fuß ins Bureau eilen muß, weil ihr die lechzig Pfennig wieder fehlen.

Die Tonangebende nicht nur der drei, sondern auch der andern sechs Mädchen, die jenseits der Glaswand an der Maschine sitzen, ist der Bagenkopf am Fenster. Ihre einzige Mitgift ist die wirklich schöne Figur und der kleine Lehrling vergißt nie, ihre Beine anzuschlecken, die ihm so wundervoll unteusch vorkommen. Das protestantische Klopft sie eifrig von den Lackschuh; vertuscht möglichst ihre Abkunft, soll sie nicht unglücklichweise gerade jemand der ertlichen Wohnung im Vorstadt-Rückgebäude entsteigen sieht. Alle 14 Tage bringt sie die „Elegante Welt“ mit ins Bureau und läßt sie großmütig bei den anderen Heißhungrigen zirkulieren. Mit Alex, dem Bankerjahn, der sie stets heiraten will, aber immer zu tun hat, besucht sie jeden Abend das Kasino. Dort spielt sie die große Dame, fällt nie aus ihrer Rolle und spielt sie oftmals weiter, wenn sie bereits längst wieder vor der Maschine sitzt. Bis sie plötzlich erwacht; dann fliegen die Gedanken erlösungsstrebend, während die Finger Warenangebote klopfen, zu ihren beiden Freundinnen, welche auch Bureau Mädchen waren, bevor sie splendide Kavaliere besetzten.

Noch sitzen die drei Mädchen hinter ihrem Glasverschlag. Noch gehen sie vom Optium falscher Hoffnungen. Aber die Hohlwangige an der zweiten Schreibmaschine wird die nächste Weihnachtsgratifikation kaum mehr erleben. Vielleicht ist die letzte Station ihres Lebens ein Lungenanatorium für Unheilbare. Auch der chancenreiche Bagenkopf wird über kurz oder lang verschwinden, dem Bureau entlaufen, zum Aerger des kleinen Lehrlings, der sicherlich ihr aufrichtigster Verehrer war. Sie vermeint dem Unglück zu entfliehen und rennt dem Unlück in die Arme. Mit dreißig Jahren vielleicht lehnt sie an gewissen Straßen, abgegriffen und weggeworfen,

und hauiert mit ihrem Unterleib. Bleibt noch die Siebzehnjährige übrig. Ihr Schicksal ist schwerer zu prophezeien. Möglich, daß sie einen kleinen Angestellten heiratet, falls sie rechtzeitig ihre Erwartungen vom Fabrikdirektor auf einen Lageristen reduziert. Möglich aber, daß sie den Anschlußzug in die Ehe verfaumt. Dann ist sie wohl — bleibt sie an der Maschine — nach ihrem zwölften Berufsjahr auch nervenkrank oder schwindsüchtig.

Kleine Schicksale kleiner Mädchen an kleinen Maschinen; eine Komödie der Beginn, tragisch das Ende. Und die Schreibmaschinen klappern weiter. Wilhelm Kriest.

Mussolini und die Frauen.

In allerlei europäischen Zeitungen psalmodiert Mussolini unter dem Titel „Mein Arbeitstag“ über seine Beliebtheit auf dem ganzen Globus, seine Arbeitskraft, seine Willensstärke und überhaupt seine unvergleichliche Vollkommenheit. Zu den Geschmackslosigkeiten der Selbstbeweihräucherung fügt der Diktator folgendes niedliche Bekenntnis: „Gelegentlich werden Frauen in sehr beschränkter Zahl zur Audienz vorgelassen. Im Palazzo Chigi habe ich mich gewöhnt, hier und da ein Frauengesicht vor meinem Arbeitstisch zu sehen, aber ich bin eigentlich dafür, ihnen den Eintritt zu wehren. Im Palazzo Biminale, im Ministerium des Innern, wo ich am Morgen arbeite, habe ich strikteste Anweisung gegeben, nie eine Frau einzulassen. Frauen hemmen die rasche und gründliche Erledigung der Arbeit, da sie kein Verständnis für den geschäftsmäßigen Charakter der Arbeit haben. Ihre Anwesenheit verlangt unnütze Höflichkeitsbezeugungen, die man sich unter Männern schenken kann.“

In geradezu klassischer Weise dokumentiert sich in diesen Worten der Einfluß der Sexuallkomponente mit ihren auf die Denkleistung hemmenden und verwirrenden Einflüssen. Der allmächtige Diktator fühlt, daß vor ewig unabänderlichen Naturgesetzen selbst der Faschismus kapituliert, und man mit ganzen Armeen von Schwarzgehenden nicht ihre Notwendigkeiten besiegen kann. Was tut er? Er wählt den typischen Weg des Psychopathen, er weicht aus. Die Welt soll und darf nicht erleben, daß der Allgewaltige von Frauentränen erweicht wird, vor Frauenblicken erzittert oder gar von Frauenklugheit besiegt wird. Diese psychopathische Angst setzt sich um in objektive Begründungen. Mussolini, das Liebergenie des „männlichen“ Faschismus, hat Angst vor der einzelnen Frau!

Das gute Herz des Bundesrates. Der katholische Pfarrer von Sissikon am Vierwaldstättersee hatte sich vor einiger Zeit an den schweizerischen Bundesrat gewandt und für eine in dürftigen Verhältnissen lebende Schweizerfamilie, die zehn Knaben hat, eine eidgenössische Subvention erbeten. Der Bundesrat offenbarte, wie die „Frankfurter Zeitung“ erzählte, sein gutes Herz und übersandte der Familie ein Goldstück im Werte von 100 Franken. Statt nun im Stillen dem Bundesrat dankbar zu sein, veröffentlichte der betreffende Geistliche den Entscheid in der Presse, was zu einer Flut ähnlicher Bittgesuche führte. Der Bundesrat ließ nun, um sich bei der Erledigung ein einigermaßen genaues Bild über die finanziellen Konsequenzen zu machen, Erhebungen über die Anzahl der Familien mit mehr als zehn Kindern durchführen. Es stellte sich heraus, daß es in der Schweiz nicht weniger als 2800 Familien gibt, die einen solchen Kinderlegen aufweisen. Infolgedessen hat der Bundesrat grundsätzlich beschlossen, es bei dem einzelnen Fall von Sissikon bewenden zu lassen.

Jürgen.

Mein Freund Jürgen hat die Windpocken und ist zu Stubenarrest verdammt, eine schlimme Angelegenheit, denn nun wird er mindestens zwölf Stunden lang täglich von seiner großen Schwester erjagert. Jürgen ist fünf und Gisi neun Jahre alt. . . . Es ist eine schlimme Sache für kleine Jungen, große Schwestern zu haben. — Gerade hat Gisi einen neuen Anlaß gefunden, über Jürgen ein großes Gezeter anzustellen, ein Gezeter, das schließlich sogar der Mutti auf die Nerven fällt. „Höre bloß, Jürgen, was die Gisi wieder mal für'n fürchterlichen Krach macht!“ wendet sich Mutti zu ihrem Jungen. — „Nicht wahr — als ob sie wirklich schon 'ne Mutti wäre!“ stimmt Jürgen traurig zu.

Aber manchmal hat Jürgen wahrhaftig unrecht, und Mutti muß ihm eine richtige Standrede halten. So neulich beim Frühstück. Ernst und gefasst läßt er das Donnerwetter über sich ergehen und Mutti macht endlich eine Atempause, froh, mit ihren scharfen Worten anscheinend tiefen Eindruck gemacht zu haben. Nun kommt Jürgen endlich zu Wort; und sanft, aber vorwurfsvoll bricht er in die Worte aus: „Siehste, nu is die Weise vom Balkon weggeflogen, weil Tu solchen Krach gemacht hast!“

Jürgens diesmaliger Weihnachtswunschzettel zeichnete sich durch etnige Originalität aus; er wird im August angefangen, unsaft aber trotzdem nur vier Wünsche. Gisi mußte ihn mit ihrer besten Orthographie aufschreiben. So lautet er:

1. Einen steifen Krachgen wie für Herren.
2. Ein Feuerzeug zum Knipfen.
3. Ein Bebi genau wie bei Rosas.
4. Großmutti neue Beine.

Trotz aller Bescheidenheit und Selbstlosigkeit liehen sich die Wünsche meines Freundes leider nicht alle erfüllen. . . . R. E.